

Zeitschrift: Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung
Herausgeber: Ce Be eF : Club Behinderter und Ihrer FreundInnen (Schweiz) [1986-1992]; Anorma : Selbsthilfe für die Rechte Behinderter (Schweiz) [ab 1993]
Band: 31 (1989)
Heft: 6: Wie jedeR andere!?

Artikel: Lientheater : eine Möglichkeit
Autor: Gysel, Matthias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Laientheater – eine Möglichkeit

von Matthias Gysel

Um es vorwegzunehmen: Ich bin nicht körperbehindert, Sozialpädagoge und Autor des Stücks «Die Premiere» der Theatergruppe Perplex und war Mitinitiator des Projekts «Verein und Theater für behinderte Menschen». Ich schreibe diesen Artikel bewusst aus meiner Sicht als Autor. Zuerst will ich darauf eingehen, wie ich mit behinderten Menschen überhaupt in Kontakt gekommen bin und welche Konsequenzen ich daraus gezogen habe. Im weiteren zeige ich anhand zweier Theaterproduktionen mit Körperbehinderten auf, welche Aspekte für mich in meiner Arbeit zentral sind. Schlussendlich will ich kurz unseren Verein «Theater für behinderte Menschen» vorstellen.

Die ersten Kontakte

In Form eines Vorpraktikums arbeitete ich als Betreuer für zwei Jahre in einem orthopädischen Schulheim in Zürich. Hier entwickelten sich die ersten Kontakte zu körperbehinderten Menschen. Meine ursprüngliche Motivation, an diesem Ort tätig zu sein, war bestimmt eine sehr soziale. Grundsätzliches Verständnis den behinderten Menschen gegenüber war für mich oberstes Gebot. Hohes En-

gagement in der Arbeit war ein ungeschriebenes Gesetz und eine Erwartung der betreffenden Institution. Solche Institutionen haben es an sich, den Individuen, die sich darin bewegen, Sicherheit und eine «Heimat» zu bieten. Sie setzen aber auch Grenzen. Sie definieren, welcher Spielraum zur Verfügung steht und wo die Freiheit aufhört. Sie legen fest, was gedacht und nicht mehr gedacht werden darf. Die Handlungsintentionen sind durchwegs pragmatisch orientiert. Das Erfüllen des gesellschaftlich festgelegten und erwarteten Dienstleistungsauftrages hat Priorität. Abgesehen von der jeweiligen Hausordnung gibt es, durch die Geschichte der jeweiligen Institution bedingt, unausgesprochene, allgemein übliche und nicht mehr angezweifelte Gebote. Als unaufmerksames und nicht reflektierendes Individuum ist man dieser institutionellen und meist nicht personifizierten Macht schnell ausgeliefert.

Der Handlungsspielraum ist begrenzt

Meine Erfahrungen als Betreuer in einer solchen Institution bewirkten bei mir folgendes: Nach einer Phase der Aufopferung und des grundsätzlichen Verstehenwollens der behinderten Jugendlichen wechselte ich zur Pha-

se der totalen Ablehnung über. Ich fühlte mich plötzlich ausgenutzt und überfordert. Immer weniger verstand ich, was ich hier eigentlich tat und warum ich diese Arbeit machte. Eine weitere Schwierigkeit, mit der ich mich konfrontiert sah, waren die Beziehungsansprüche der Jugendlichen mir gegenüber. Die jungen Menschen pflegten insgesamt wenig bis keine Aussenkontakte. Ihr ganzes Leben spielte sich im Heim ab. Das hatte zur Folge, dass sich die Beziehungsebene und die Arbeitsebene vermischten. Dieser Umstand wurde in der Institution offiziell nicht diskutiert. Die unterschiedlichen Ansprüche der Beteiligten prallten aufeinander und äussernten sich beiderseits durch Unzufriedenheit und Enttäuschung.

Über den Weg des grundsätzlichen Verstehenwollens und des völligen Ablehnens des mir Fremden und der Konfrontation mit der nicht definierten institutionellen Macht kam ich zum Entschluss, für meine weiteren Auseinandersetzungen mit behinderten Menschen, und die wollte ich nach wie vor haben, einen anderen Zugang zu suchen.

Theaterarbeit als möglicher Weg

Die kurze Beschreibung meiner Erfahrungen war notwendig, um einen wesentlichen Aspekt aufzuzeigen, der

mich auf die Idee brachte, **Laientheater** mit behinderten Frauen und Männern zu machen. Im erwähnten Schulheim entstand das erste Theaterprojekt. Die Initiative hierzu ergriff ich zusammen mit Hanspeter Horner, Schauspieler und Regisseur. Nach zweijähriger intensiver Arbeit brachten wir das Stück «Theaterkurs» auf die Bühne. Inspiriert waren wir von Samuel Becketts «Warten auf Godot». Durch bissige, skurrile und ironische Dialoge wurde ansatzweise alltägliche Heimrealität aufgedeckt. Die BetreuerInnen hatten sich auf einer Insel abgesetzt und die zurückgebliebenen Betroffenen ihrem «Schicksal» überlassen. Die Mitteilung wurde ihnen von einem Postboten überreicht. Als Fussgänger befand er sich den Rollstuhlfahrern gegenüber in der Minderheit. Als einzelner war er, um es vereinfacht auszudrücken, die Abweichung der situationsgegebenen Norm. Die Zurückgelassenen waren nun gezwungen, aus eigener Initiative etwas zu unternehmen.

Diese kurze Stückbeschreibung zeigt auf, worum es mir als Autor beim Schreiben von Laientheaterstücken geht.

Das Thematisieren realer Gegebenheiten verlangt, Fiktionen zu schaffen. Ich mache mir Gedanken zu einer möglichen Wirklichkeit und übertrage



diese in Dialogform auf die verschiedenen Figuren. Es ist also nicht meine Absicht, die jeweils gegebene Realität **unmittelbar** in einem Theaterstück festzuhalten. Dieses Vorhaben würde mit Gewissheit scheitern, denn das Publikum will sich seine eigenen Gedanken machen und will vor allem angeregt werden durch den Inhalt und die Form des jeweiligen Stückes. Es will mit dem Thema «nur» indirekt konfrontiert werden. Als Autor darf ich ihnen somit nicht alles erzählen.

Am Beispiel des aktuellen Stückes «Die Premiere» will ich das zu verdeutlichen versuchen. Was das Publikum hier zu sehen bekommt, ist die Vorbereitung einer Laienschauspielgruppe auf die eigentliche Premiere des Theaterstückes «Die Sintflut» von Herbert Achternbusch. Das Publikum sieht «von hinten» auf die Bühne. Die SchauspielerInnen beziehen sich «nach vorne» auf ein fiktives Publikum. Die Konfrontation des realen Publikums mit den einzelnen darge-

stellten Figuren findet also indirekt statt. Die ZuschauerInnen schauen durch die «Hintertür» herein. Real während einer Stunde (fiktiv sind es vier) bekommen sie in elf Bildern sechs SchauspielerInnen zu sehen, die sich individuell auf die Premiere vorbereiten. Brennpunkte der Auseinandersetzungen in der Gruppe sind die verschiedenen Einstellungen Achternbuschs «Sintflut» gegenüber. Streitgespräche eröffnen bruchstückhaft gemeinsame Geschichte. Diskussionen über den Sinn eines solchen Unterfangens sowie darüber, ob das Publikum diese Inszenierung überhaupt verstehen kann, stellen indirekt das Behindertsein und die reagierende Umgebung zur Diskussion. Die Behinderung selber aber wird nie angesprochen.

Theaterarbeit soll Grenzen durchbrechen und Tabuthemen verschlüsselt aufdecken. Ich verstehe sie nicht primär als Selbsterfahrungsmöglichkeit. Selbsterfahrung ist ein Bestandteil des Prozesses. Die individuellen Lebenssituationen, die «banalen Dinge des Alltags» bieten den Stoff. Dieser wird, literarisch umgesetzt und verallgemeinert, einer Öffentlichkeit preisgegeben. Diese Form von Theaterarbeit hat durchaus politische Intentionen. Die kreierte Szenarien in der Theaterwelt geben mir die Chance,

mich über «Umwege» an die Lebensrealität meines jeweiligen Gegenübers und der mir fremden Anteile heranzutasten. Das gegenseitige Verstehen und Akzeptieren der verschiedenen Lebenssituationen, hier von Behinderten und Nichtbehinderten, ist in diesem speziellen Rahmen möglicher, wobei ich nicht behaupten will, dass ich als Nichtbehinderter das Leben eines behinderten Menschen wirklich verstehen kann.

Theaterarbeit ist in diesem Kontext als unterstützendes Mittel zu sehen, gegenseitige Unterschiede zu erkennen, sie zu akzeptieren und trotzdem in einem gemeinsamen Werk zu vereinen. Sie ist somit ein durchaus dialektischer Prozess. ■